

die Phase des Ruhestands und der unterstellten Minderung von Produktivität, für Elfner Anlass für Kritik. Seine Wertschätzung zeigt sich gerade darin, dass er Älteren Kompetenzen zuerkennt. Selbstbestimmung zählt, daher wird bei ihm die anzustrebende Wohnform an die passende Lebensform angedacht und nicht umgekehrt. Elfner plädiert also durchaus für ein selbstständiges Altern, in dem dann Sterben und Tod den Abschluss der letzten Lebensphase bilden.

Im Abschnitt über Gerontopsychiatrie erfährt man von der Verteilung psychischer Krankheitsbilder und den Netzwerken der Versorgung alter Menschen. Altenhilfe ist in diesem Bereich in erster Linie eine Frage der Familie, und dann von Ambulanzen, gerontopsychiatrischen Tageskliniken, die gut erreichbar sind oder selbst mobile Dienste anbieten. Eine differenzialdiagnostische Trennung in demente und nicht-demente Störungsbilder kann nach Elfner bei der Behandlung helfen. Leitend sind für ihn dennoch die hilfreichen Haltungen und Verhaltensweisen, wie er sie in dem Personenzentrierten Ansatz gewinnt bzw. erkennt.

In seinem dritten Kapitel schafft Elfner dann einen konzisen, nur dem Anschein nach traditionellen Überblick über den Personenzentrierten Ansatz, den er stets mit Beispielen für die Anwendung auf seine Altersklientel unterlegt. Die Aktualisierungstendenz als Entwicklungspotenzial – auch im hohen Alter – ist wohl eine theoretisch nur dünn ausgewiesene und schwerer belegbare Annahme. Hier könnte die Diskussion noch vertieft geführt werden.

Die personenzentrierte Psychotherapie in der Gerontopsychiatrie ist für Elfner das zentrale Thema des nächsten Kapitels. In Anlehnung an die Arbeiten von Prouty, Pörtner sowie Linster kommt Prämotivationsarbeit für Elfner ein besonderer Stellenwert zu: Wie kann gelingen, dass sich alte Menschen vertrauensvoll auf einen Weg der Veränderung im Zuge einer therapeutischen Beziehung einlassen? Von der Prä-Therapie zur Psychotherapie ist es nicht nur bei jüngeren Zielgruppen in psychiatrischer Bedürftigkeit oft ein weiter

Weg. Zu den Beratungsangeboten kommen auch Lernangebote, also insgesamt pädagogisch intendierte Strategien.

Hier weitet Elfner offenkundig den Rahmen des traditionellen personenzentrierten Arbeitens aus, ohne deshalb den Rahmen zu sprengen. Unterstützende Angebote, die das Geschehen lenkend beeinflussen, sind hier ebenso für ihn am Platz, wie Projektarbeit als geragogisches Handeln in der Gerontopsychiatrie statthaft ist. Lernen im Alter bedeute eher ein „weiterlernendes Anknüpfen an bestehende Erfahrungen als eine Aneignung vollkommen neuen Wissens“ (S. 66). Der Respekt begleitet seine Handlungen und dazu gehöre in der Arbeit mit alten Menschen auch Wahrnehmung von Verlangsamung von Prozessen, Ansprechen von verschiedenen Sinnesorganen, bei Trainings altersadäquate Schriftbilder, von Visualisierungen bis zu Pausen und Wiederholungen.

Das sechste Kapitel des Buches behandelt in kurzen, dichten Passagen die Fallbeispiele zu ausgewählten Störungen. Hier wird man fündig, wenn man sich ein Bild von Depression, von Demenz und von Anpassungsstörung als den substanziell wichtigen und häufigen Kategorien von Störungsbildern im Alter machen möchte. In kurzen Ausschnitten aus Einzelgesprächen wird ersichtlich, wie nahe Elfner mit seinen betagten Klientinnen und Klienten am Alltag und dessen Bewältigung arbeitet. Die Prämotivationsarbeit kombiniert er mit wohl(-wollend) abgewogener praktischer Unterstützung. Wie er im Schlusswort festhält, seien gerade alterspsychiatrische Patientinnen und Patienten eine dankbare Klientel. Offenbar ist die Qualität einer geduldigen und ausdauernden Achtsamkeit allorts, aber besonders im höheren Alter, von besonderem Wert.

Das Buch vermittelt einen guten Einblick, beeindruckt durch seine nachvollziehbare Sprache, die die Dinge beim Namen nennt. Herr Elfner hat wohl nicht zufällig auch das Privileg, von Marlis Pörtner das Geleitwort zum Buch mit auf den Weg bekommen zu haben.

## Diether Höger

### **Luise Reddemann. Würde – Annäherung an einen vergessenen Wert in der Psychotherapie**

Stuttgart: Klett-Cotta, 2008. 144 Seiten, ISBN 978-3-608-89066-2, € 18,90, SFr. 32,70

Die Autorin beginnt den zweiten, dem Thema Würde und Psychotherapie gewidmeten Teil des Buches mit der Frage, warum „Würde“ kein expliziter Gegenstand der Psychotherapie bzw. der Ethik der Psychotherapie sei. Wer auf der Basis des Personenzentrierten Ansatzes (PZA) arbeitet und dies liest, fragt sich, ob sie denn noch nie etwas vom PZA gehört oder gelesen hat. Zwar wird im PZA speziell der Terminus „Würde“ nicht oder nur selten explizit genannt. Aber unter den von Rogers formulierten sechs Bedingungen, d. h. Voraussetzungen für konstruktive Persönlichkeitsänderungen findet

sich jene, dass die Therapeutin bzw. der Therapeut „unconditional positive regard“ erlebt, also positive Beachtung, ohne dies an Bedingungen zu knüpfen. Voraussetzungslose Anerkennung, verbunden mit empathischem Verstehen, bedeutet nichts anderes als die Person so, wie sie ist, zu würdigen. In diesem Sinne hat Reddemann völlig Recht, wenn sie an anderer Stelle schreibt, dass „Wertschätzung“ allein nicht genüge. Denn im PZA geht es eben darum, dass Wertschätzung erst dann ihre therapeutische Wirkung erhält, wenn sie nicht an Bedingungen geknüpft ist, und sei dies auch noch so

subtil. Zudem betont die personenzentrierte Arbeitsgrundlage „Aktualisierungstendenz“ die Eigenständigkeit der Person, die es zu würdigen gilt.

Die darauf folgenden Beispiele aus der Praxis zeigen, wie in Psychotherapien tatsächlich gegen die Würde verstoßen wird: wenn etwa eine Patientin über Misshandlungen durch ihre Mutter berichtet und vom Therapeuten als Erstes gefragt wird, ob sie sich vorstellen könne, warum die Mutter das gemacht habe. Wer sich als „personenzentriert“ arbeitend bezeichnet, muss sich – wenn ihm so etwas passiert – über alles hinweggesetzt haben, was er in seiner Ausbildung gelernt hat. Hier wird deutlich, wie dringend die Psychotherapeuten eine breitere Kenntnis des Personenzentrierten Ansatzes nötig hätte und wie bezeichnend es für sie ist, dass sie ihn – zumindest in Deutschland – systematisch ausgesperrt hat.

Aber Reddemann kennt offensichtlich den PZA, denn sie fragt nur wenige Seiten später: „Wie kommt es, dass in Deutschland die Methoden, die am meisten die Würde zum Gegenstand ihrer Überlegungen machen, nicht oder nicht voll anerkannt sind? Ich meine damit sowohl die Existenzanalyse nach Frankl wie die personenzentrierte Psychotherapie nach Rogers.“ (S. 103) Und als Kommentar zu den abschreckenden Beispielen aus der Praxis schreibt sie, dass eine Therapeutin, die zu empathischer Einfühlung fähig sei, möglicherweise keine Ethikkenntnisse brauche, um mitzufühlen, dass das beschriebene Verhalten eine Würdeverletzung darstelle. Vehement kritisiert Reddemann die in Deutschland bestehende Reduktion von Psychotherapie auf lediglich zwei Verfahren: das analytisch-tiefenpsychologische und das verhaltenstherapeutische.

So gesehen hat Reddemann mit ihrer eingangs gestellten Frage tatsächlich Recht. Denn in einer dermaßen reduzierten psychotherapeutischen Landschaft sucht man einen nennenswerten Diskurs über Würde in der Psychotherapie vergeblich. Sie macht auch deutlich, dass „hinter der sogenannten Wissenschaftlichkeit und Evidenzbasierung sich zunehmend menschenverachtendes Denken verbirgt“ (S. 103), wenn sie lediglich nach den üblichen Regeln erfolgt und beispielsweise die individuellen Unterschiede ignoriert, die in der Praxis nur übersehen kann, wer mit Blindheit geschlagen ist. Und so wird deutlich, wie sich der Mainstream der Wissenschaft zusammen mit dem deutschen Gesundheitssystem als Instrument systematischer Entwürdigung der Klientinnen und Klienten erweist.

Reddemann nennt und diskutiert fünf Bereiche, in denen das Thema Würde – nicht nur in der Psychotherapie – besondere Beachtung verdient: Erstens den Respekt vor Autonomie, u. a. mit dem Hinweis auf die Notwendigkeit, mit dem Begriff „Widerstand“ äußerst vorsichtig umzugehen. Zweitens geht es um die Würde der Verletzlichkeit und des Scheiterns, was bedeutet anzuerkennen, dass ein Lebenslauf nicht erst durch seine Erfolge achtenswert ist; außerdem wird in diesem Zusammenhang eine Neukonzeption von „Abstinenz“ diskutiert. Der dritte Bereich ist der Respekt vor den Wünschen nach Verbundenheit und die Würdigung der Beziehungs-

wünsche von Klientinnen und Klienten, auch wenn sie von außen gesehen als ungünstig erscheinen mögen. Viertens geht es um den Respekt vor Individualität und Verschiedenheit, nicht zuletzt auch im Gegensatz zu einer evidenzbasierten Medizin, sofern sie alle Patienten über einen Kamm schert. Auch hier verweist Reddemann auf Rogers, und zwar als denjenigen, der dieses Thema mit dem Konzept der Aktualisierungstendenz wohl am tiefgehendsten durchdrungen habe, und sie fragt: „Ist es im Interesse der Würde der PatientInnen, dass psychotherapeutische Ausbildungen durchlaufen werden, ohne dass dieses Prinzip zumindest genannt wird?“ (S. 114) Sie verweist auch auf die demütigende und verletzende Wirkung der sogenannten Nachqualifizierung, der sich hoch qualifizierte und erfahrene Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten in Deutschland nach dem Psychotherapeutengesetz unterziehen mussten, sofern sie nicht in einem der beiden etablierten Verfahren ausgebildet waren. Nicht nur das: „Die Einengung auf letztlich zwei Verfahren verstößt sowohl gegen die Würde der Individualität unserer PatientInnen wie gegen die Würde des Reichtums und der Lebendigkeit unseres Faches.“ (S. 114) Der fünfte Bereich schließlich ist das Recht auf Intimität, besonders relevant im stationären Setting mit seinen oft vorhandenen Kontrollmechanismen.

Dies alles ist denjenigen, die nach dem PZA arbeiten, durchaus vertraut. Erübrigt sich also für sie die Lektüre dieses Buches? Die Antwort ist ein entschiedenes „Nein“. Denn wir können immer gewinnen, wenn uns anscheinend Vertrautes auch aus einer anderen Perspektive gezeigt wird. Vor allem aber: Die Prinzipien des PZA sind bekanntlich höchst abstrakt formuliert und können ihre Wirkung erst entfalten, wenn sie in einer konkreten (therapeutischen) Beziehung erkennbar werden. Diese immer wieder neue Verbindung abstrakter Begriffe mit konkreten Phänomenen herzustellen ist eine Aufgabe, die lebenslang nicht beendet werden kann. Und hierfür finden wir im ersten Teil des Buches, der sich mit dem Begriff der Würde auseinandersetzt, eine Fülle von wertvollen Anregungen.

Dieser erste Teil beschreibt die Geschichte der Annäherung der Autorin an das Thema. Er beginnt mit dem Grimm'schen Märchen vom Wasser des Lebens, geht weiter mit einer Theateraufführung, die zu J.S. Bach führt, gefolgt von einem weiteren Märchen – jenem von Gevatter Tod. Bach ist für Reddemann ein Vorbild an Würde als ein sein Leiden und Sterben akzeptierender Mensch, der angesichts scheinbarer Würdelosigkeit zur Akzeptanz findet: „durch das Wahrnehmen des gesamten Spektrums menschlicher Möglichkeiten, in Sonderheit der Freude sowie des Lobens und Dankens“ (S. 22). In den beiden Märchen geht es um das Thema Tod und seine Anerkennung als untrennbaren Teil des Lebens, eine Anerkennung, die (nicht nur!) für ärztliches, d. h. heilendes Tun unabdingbar ist, indem es nämlich auf den „würdevollen Umgang mit unserer Sterblichkeit und dem Machbaren bzw. nicht Machbaren“ (S. 28) ankommt. Würde geht aus psychotherapeutischer Sicht da verloren, wo es an Akzeptanz unserer Sterblichkeit und all dessen mangelt, was damit zusammen hängt, wie z. B. Schwäche oder Verletzlichkeit.

Als nächstes geht Reddemann auf die Würde als Thema der Ethik ein und beginnt eine erste Annäherung mit Albert Schweitzers Ausspruch „Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will“, in dem sich Ehrfurcht vor dem geheimnisvollen Willen zum Leben zeigt. Sie bezieht daraus die Anregung, jede Lebensäußerung (Verhaltensweisen, Meinungen, Gefühle) aufzufassen als „Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will“. Wer denkt da nicht an den Begriff der Aktualisierungstendenz, der hier eine anschauliche Beschreibung erhält?

Reddemann betont, dass für psychotherapeutisches Handeln in hohem Maß die Begriffe entscheidend seien, in denen wir über Therapie denken und sprechen, und dass die im Diskurs fallenden Termini wie „Wertschätzung“, „Achtung“, „Respekt“ nicht ausreichen, um „Würde“ zum Gegenstand unserer Wahrnehmung und Reflexionen zu machen. „Ich bin überzeugt, dass wir vor allem in der Psychotraumatologie ein *explizit* gemachtes Bewusstsein und daraus abgeleitetes Handeln für Würde benötigen. Das heißt, dass wir uns bei allem, was wir tun, sehr bewusst die Frage stellen, ob unser Tun mit der Würde unserer PatientInnen – und unserer eigenen – vereinbar ist, und nicht nur, ob wir mit ihnen und uns wertschätzend umgehen.“ (S. 38) Worum es gehe, sei die Spannung zwischen dem Helfenwollen und dem Respekt vor der Würde des Kranken. Sie nennt in diesem Zusammenhang das Beispiel eines Flüchtlings, der um Verstehen und nicht um Hilfe bat, denn Hilfe würde ihn klein machen. Dies mag auch nach dem PZA Arbeitende daran erinnern, dass eine Übersetzung von „unconditional positive regard“ als „Wertschätzung, Achtung, Respekt“ in der Tat zu kurz greift, solange sie nicht deren Freiheit von Bedingungen explizit mit einschließt.

In einem weiteren Schritt der Annäherung an den Begriff der Würde beruft sich Reddemann auf philosophische Sichtweisen. Sie bezieht sich auf Schriften von Emanuel Levinas und Richard Rorty, vor allem auch von Seyla Benhabib, deren feministische Sicht das zentrale Anliegen Reddemanns ist. Die von ihr postulierte kommunikative Ethik setzt an die Stelle einer Gleichheit der Fähigkeiten die Gleichheit der Ansprüche und betont die Autonomie des Individuums zusammen mit der damit verbundenen Forderung nach partnerschaftlicher Begegnung statt entmündigender „Fürsorge“ als einer Rechtfertigung paternalistischen Denkens (wobei Reddemann eine Gemeinsamkeit mit Carl Rogers sieht). Und sie betont, dass Würde nicht voll gedeiht, wo Gleichberechtigung nicht realisiert ist und Frauen ausgeklammert werden. „Man muss auch immer wieder dem Subjekt psychotherapeutischer Theorien und Handlungsanweisungen ein Geschlecht geben!“ (S. 67), wobei

Reddemann eingesteht, wie leicht ihr selbst die Gender-Perspektive immer wieder aus dem Blick gerate. Darin werde deutlich, dass es – bei Männern wie bei Frauen – um das „Bemühen um“ geht, und wie trügerisch die Meinung sei, diese Perspektive zu besitzen. Würde hängt davon ab, dass Wahrheitsansprüche immer wieder hinterfragt werden und dass wir erkennen, wenn Teilinteressen als Allgemeininteressen ausgegeben werden.

Reddemann zeigt weiters, wie gesellschaftliche Zustände wie Arbeitslosigkeit, Sozialabbau und Armut einen Verlust der Würde bedeuten, wie sie durch den Neoliberalismus als eine moderne Form der Menschenverachtung und Entwürdigung verstärkt werden, und wie das mit ihm verbundene Profitdenken inzwischen auch im Bereich des Gesundheitswesens immer mehr die Leitlinien der bestehenden Strukturen bestimmt.

Wer von Vertreterinnen des Feminismus zu verantwortende konkrete Entwürdigungen erlebt hat, mag allerdings an die heilende Wirkung des Feminismus für unsere Gesellschaft nicht so recht glauben. Damit ist es wie mit anderen „Ismen“ auch: Sie leuchten als Ideen nicht nur ein, sondern nähren auch die Hoffnung auf eine bessere Welt. Nur wird ihre Umsetzung in konkretes Handeln von unseren Schwächen wesentlich mitbestimmt, in denen die Doppeldeutigkeit des Adjektivs „menschlich“ erkennbar wird. Mir erscheint hier eher die Wertvorstellung der Humanität angebracht, denn sie ist nicht denkbar ohne explizite Anerkennung der Würde. Sie kann sich erst dann entfalten, wenn wir uns stets der individuellen Verschiedenheiten bewusst und bereit sind, uns der Vielfalt menschlicher Seinsweisen zu öffnen. Genau hier bekommt auch das, was wir vom Feminismus lernen können, seinen besonderen Wert.

Auch Reddemann geht es bei der „Gender-Frage“ letztlich um die Verbindung von Weiblich und Männlich, wenn sie Mythos und Bild der „heiligen Hochzeit“ als ein psychologisches Konzept heranzieht, und zwar als Symbol eines inneren Wandlungsvorganges in der Beziehung zum eigenen Selbst.

So wie das Buch geschrieben ist, ist es kein wissenschaftliches im üblichen Sinne. Es ist in seinem Stil anders, weithin getragen von Subjektivität, was aber kein Einwand sein soll, im Gegenteil. Denn hier ist die Subjektivität stets transparent und klar erkennbar – ganz im Unterschied zu „wissenschaftlicher“ Literatur, die ihre Subjektivität verschleiert oder erst gar nicht erkennt. Dabei besteht die Subjektivität Reddemanns in einer Perspektive, die auf allgemein Gültiges verweist. Und so hätte die Wissenschaft dieses Buch bitter nötig, denn es handelt von Dingen, die geeignet sind, sie menschlicher (im Sinne von humaner) zu machen.